

DER

CHRISTINE
EICHEL

CO

RO

NA

EFFEKT

ZWISCHEN SHUTDOWN UND NEUBEGINN:
WAS WIR JETZT ÜBER UNS
LERNEN KÖNNEN

HarperCollins



Christine Eichel, Jahrgang 1959, hat in Hamburg Philosophie, Literatur- und Musikwissenschaft studiert und wurde mit einer Arbeit über die Musiktheorie von Theodor W. Adorno promoviert. Sie war Fernsehregisseurin, Moderatorin, Gastprofessorin der Universität der Künste Berlin und Lehrbeauftragte der Universität Hamburg. Von 2004 bis 2010 leitete sie zudem das Ressort »Salon« beim Magazin für politische Kultur »Cicero«.

Ihre Sachbücher »Deutschland, deine Lehrer« und »Deutschland. Lutherland« erregten großes Aufsehen.

Mit »Der empfindsame Titan« gelang ihr im Beethovenjahr ein weiterer Coup, der Titel hält sich seit Wochen auf der Bestsellerliste.

Christine Eichel lebt als Autorin und Publizistin in Berlin und beobachtet mit interessiertem Staunen die derzeitigen Entwicklungen.

<https://www.christine-eichel.de>

CHRISTINE EICHEL

**DER
CORONA-EFFEKT**

**ZWISCHEN SHUTDOWN UND NEUBEGINN:
WAS WIR JETZT ÜBER UNS LERNEN KÖNNEN**

Harper
Collins

HarperCollins®

Copyright © 2020 by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Covergestaltung: KUZIN & KOLLING, Büro für Gestaltung, Hamburg
Lektorat: Judith Schneiberg
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783749950386

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von HarperCollins Germany auf [Facebook](#)!

AUSGEBREMST: UND PLÖTZLICH WAR ALLES ANDERS

Als ich kurz vor Ostern von einem Spaziergang zurückkehrte, lag vor meiner Wohnungstür ein Blumenstrauß. Darin steckte eine Karte mit den Zeilen: »Liebe Christine, es heißt Freundschaft, weil man mit Freunden alles schafft.« Ich war gerührt. Den Strauß hatte mir ein Freund geschickt, und ja, wir mögen einander sehr. Dennoch hätte ich niemals mit diesem Zeichen der Wertschätzung gerechnet, in dem auch ein Versprechen lag: Mach dir keine Sorgen, diese Zeit werden wir gemeinsam überstehen – räumlich getrennt, aber innig verbunden. Vielleicht, so überlegte ich, hat diese entsetzliche Corona-Krise ja auch ihr Gutes? Dass wir uns wieder auf das Wesentliche besinnen? Aber was ist das eigentlich, das Wesentliche?

*

Im März 2020 geschah das vormals Udenkbare: Plötzlich stand unser Land still. Runterfahren hieß die Parole, gesellschaftlich, wirtschaftlich, privat. Mit allen Mitteln sollte die Ausbreitung des hochgefährlichen Virus SARS-CoV-2 verhindert werden, das anderswo bereits Tausende Menschenleben gekostet hatte. Es war eine historische Entscheidung. Um im Bild der Seuche zu bleiben, hatten die politisch Verantwortlichen die Wahl zwischen Pest und Cholera – entweder Leben zu riskieren oder aber ein ganzes

Volk in den Ausnahmezustand zu stürzen, mit unabsehbaren ökonomischen, sozialen, psychischen Nebenwirkungen.

Man entschied sich für den Shutdown. Neue Begriffe mussten verinnerlicht werden: Kontaktsperre, Besuchsverbot, Social Distancing. Bald kamen weitere Begriffe hinzu: Reproduktionsrate, FFP-Masken, Superspreader. Wenngleich die diktierte Entschleunigung gesundheitspolitisch notwendig schien, schockierte sie auch. Gut möglich, dass dieser rigorose Shutdown das Virus besiegen würde; aber es gibt Siege, die von Niederlagen begleitet werden. Ungeklärt blieb vorerst die Frage, welche Folgen der Shutdown nach sich ziehen würde. Was bedeutete er für Millionen existenzgefährdeter Menschen, welche Auswirkung würden die Beschränkungen auf die seelische Gesundheit haben?

Mindestens so verstörend wie solche Fragen war die Krise in den Köpfen. Sie erzeugte einen kollektiven Reflexionsdruck: Was ist wirklich wichtig? Wer bin ich, wenn ich keine Freunde mehr treffe, wenn Bespaßungen wie Partys, Clubs, Sport, Fußballspiele, Konzerte, Theater, Vereinsleben wegfallen? Was bleibt von mir übrig, wenn ich in finanzielle Turbulenzen gerate? Habe ich mich womöglich nur über das Außen definiert? Und, nicht weniger dramatisch: Falls ich tödlich erkrankte - muss ich mir dann vorwerfen, mein bisheriges Leben verschwendet zu haben, in der frohgemuten Illusion, steinalt zu werden?

Zivilisationsmüde Aussteiger gingen von jeher ins Kloster oder durchwanderten menschenleere Landschaften, um sich derartigen Sinnfragen zu stellen. Jetzt waren wir alle dran. Unfreiwillig und zumeist ungeübt in derlei Überlegungen. Stille kann ohrenbetäubend laut sein, geschenkte Zeit zur Leere werden; oder man füllt sie mit neuen Gedanken, im Windschatten von Ängsten und Zweifeln.

Angesichts der Frage nach dem Sinn des Seins wies der Philosoph Martin Heidegger auf die erkenntnisfördernde Funktion der Angst hin. Wenn gewohnte Bezugsgrößen wegfielen und die Dinge ihre Bedeutung verlören, seien wir auf uns selbst zurückgeworfen. Dafür braucht es allerdings starke Nerven. Nichts weniger war gefragt als ein Speed Dating mit uns selbst: Binnen kürzester Zeit mussten wir uns in der Selbstisolation genauer kennen und - im besten Fall - mögen lernen.

Die erzwungene Einkehr führte zu einer rasant schnellen Verengung des Blickwinkels. Es war interessant zu beobachten, wie rasch all die heftig geführten Diskussionen über Klimawandel, Migrationspolitik, Transgendertoiletten und Mindestabstandsregeln für Windräder verstummten. Als sei im Angesicht des Virus unsere Debattenkultur nur noch ein Ornament der von sich selbst ablenkenden Gesellschaft.

Gleichzeitig verblasste der Traum des Höher, Schneller, Weiter eines entgrenzten Lebensstils. Wir setzten die Masken auf. Und demaskierten vieles, was wir bis dato für unverzichtbar hielten - Shoppen, Essengehen, Reisen, Konsumieren ohne Limit. Als sei die Pandemie ein überfälliger Test; als hätten wir einen apokalyptisch angeschärften Weckruf gebraucht, um darüber nachzudenken, wo wir eigentlich stehen und wohin wir wollen.

Bereits jetzt zeichnet sich ab, dass diese Herausforderung kein Sprint war, sondern ein Marathon werden könnte. Sehr wahrscheinlich befinden wir uns am Vorabend eines Epochensprungs. Man mag zwar darüber streiten, ob die mentalen Folgen der Krise nur ein Strohfeuer sind oder einen dauerhaften Erkenntnisgewinn nach sich ziehen werden; doch Virologen warnen bereits, Corona sei nur eine Generalprobe gewesen. Schaudernd blicken wir in den Abgrund weiterer tödlicher Pandemien. Der französische

Philosoph Jean-Luc Nancy meint gar, in einer restlos vernetzten Welt werde die Ausnahme zur Regel, und resümiert: »Eine ganze Zivilisation ist infrage gestellt.« Das macht etwas mit uns. Krisen folgen einer eigenen Logik. Sie tragen die Aufforderung einer Läuterung in sich, frei nach Rilke: Du musst dein Leben ändern!

Lange waren wir ein Vollkaskovolk, das zwar die *German angst* erfunden hatte, aber auch die Vorstellung, wir seien gegen existenzielle Bedrohungen weithin abgesichert: durch den Sozialstaat, das Gesundheitssystem, die ordnungspolitischen Rahmenbedingungen. Überspitzt gesagt bestand für viele das größte Risiko des Alltags darin, mit drei Prozent Handy-Akku aus dem Haus zu gehen. Nun überholte die Wirklichkeit jegliche Sicherheitsgewissheit. Die neue Meta-Erzählung trug den Namen Untergang, und nicht von ungefähr kam die Rede vom großen Change auf. Eine Nichts-wird-sein-wie-vorher-Vision geisterte durch die Köpfe. Sicher, das herbeigesehnte Ende des Shutdowns entsprang primär dem Wunsch, endlich in die Normalität zurückzukehren; zugleich regte sich aber auch die Sehnsucht nach einer neuen Stunde null: alles auf Anfang, mit den Lernprozessen der Krise gewappnet.

Aber was haben wir überhaupt gelernt? War die Corona-Krise nur ein kurzes Intermezzo, einem alpträumhaften Wachkoma gleich, oder eine Sinnbeschaffungsmaßnahme für eine bessere Zukunft? Welche Konsequenzen ergeben sich für unsere politische Landschaft, für Gesellschaft, Arbeitswelt und nicht zuletzt für uns ganz privat?

Solchen Fragen geht dieses Buch nach. Es schildert Erfahrungen, die wir alle in den letzten Monaten gemacht haben. Die Ängste und die Absurditäten, die beklemmenden Erlebnisse wie die positiven Überraschungen; unsere Furcht vor Krankheit, Tod und Existenzverlust ebenso wie die kuriosen Begleiterscheinungen des nationalen Notstands.

Entziehen konnte sich niemand. Wir alle mussten uns auf einmal in einem Koordinatensystem verorten, dessen Achsen ein ungewohnt paternalistischer Staat vorzeichnete. Daher kommen wir nicht umhin, unsere Definition so basaler Begriffe wie Freiheit, Mündigkeit, Meinungsfreiheit und Zukunftsfähigkeit zu überprüfen.

Schon jetzt kann man feststellen: Die Corona-Krise war und ist eine mentale Provokation für alle, die an die defensive Kraft der Normalität und an die Verheißungen des *Weiter so* glaubten. Es war dem First-Night-Effekt aus der Schlafforschung vergleichbar: Wenn wir zum ersten Mal an einem ungewohnten Ort übernachten, nehmen wir uns selbst und unsere Umgebung überdeutlich wahr. Dabei erodieren einige Gewissheiten. Auch im Vergrößerungsspiegel der Krise erlebten wir uns anders als erwartet, vom Hamstern bis zum Gehorsam, vom seelischen Lockdown bis zum kritischen Blick auf unseren Lebensstil. Wer weiß, vielleicht werden wir das Jahr 2020 dereinst als einen Wendepunkt betrachten, an dem wir den Imperativ des Orakels von Delphi neu beherzigen mussten: *Erkenne dich selbst.*

1

GEFANGEN DAHEIM: DIE UNFREIWILLIGE WIEDERENTDECKUNG DER PRIVATHEIT

Ende März 2020 entdeckte ich eine Karikatur auf Instagram. Kein Geringerer als Superman sitzt daheim im Sessel, gewohnt schneidig im engen blauen Trikot, allerdings ungewöhnlich entspannt. Neben ihm steht eine sichtlich erzürnte Frau und herrscht ihn an: »Tust du denn gar nichts, um das Coronavirus zu bekämpfen?« Superman, der eine Zeitung mit der »Stay home«-Schlagzeile in der Hand hält, erwidert lässig: »Das tue ich doch gerade.«

*

Die Zeichnung war ein Werk des indischen Illustrators Nithin Suren. Geteilt hatte sie Smriti Irani, Ministerin für Textilwirtschaft und Ex-Bildungsministerin Indiens. Mit dem augenzwinkernden Cartoon wollte sie ihre Landsleute ermahnen, den Lockdown zu befolgen. Auch die Polizei von Mumbai teilte den Cartoon, und nun war der Erfolg nicht mehr aufzuhalten. Das Bild des untätigen Superman ging viral – ein Begriff übrigens, der uns in Corona-Zeiten nicht mehr ganz so glatt über die Lippen geht, und die Botschaft wurde international verstanden: In diesen außergewöhnlichen Zeiten muss selbst Superman zu Hause

rumsitzen, wenn er die Welt retten will. Also bleibt gefälligst daheim.

Es war ein smart erzählter Paradigmenwechsel. Unsere Vorstellung von Heldentum ist das mutige Eingreifen: Zivilcourage beweisen, sich aktiv für andere einsetzen, Kinder aus brennenden Häusern retten. Nun wurde Passivität zum Gebot der Stunde. Gleichwohl war die Rede davon, wir befänden uns im Krieg. Die Kampfmetapher klang einfach besser als das, was die meisten erlebten – die von der Regierung befohlene Desertation aus dem öffentlichen Leben in die schützende Hülle des Zuhauses. Eine passive Kriegsführung sozusagen, ohne Uniform, dafür im Jogginganzug; abwarten, stillhalten und nur vor die Tür gehen, wenn es wirklich notwendig ist.

Das war neu. Neben den vielen sichtbaren Helden, die weiterhin für andere da waren – Ärztinnen und Ärzte, Pflegekräfte, Supermarktmitarbeiter –, gab es plötzlich Millionen unsichtbarer Helden. Ihr Heroismus bestand schlicht darin, in Pyjamas und Pullovern daheim auszuharren. Eigenartig wirkte das insofern, als auf einmal die Couchpotatoe zum Leitbild aufstieg. Der Stubenhocker, lange als spießig belächelt, weil er sich den Lustbarkeiten der Spaßgesellschaft da draußen verweigert, wurde notgedrungen zum neuen Ideal. So wie auch das Nichtstun, das in unserer Sprache immer ein bisschen nach Nichtsnutz klingt. Faulheit hat einen traditionell schlechten Ruf, zumal in Deutschland mit seinem hohen Arbeitsethos und der sprichwörtlichen teutonischen Tüchtigkeit. Fleiß und Selbstoptimierung waren oberstes Gebot – bis der Shutdown kam. Da war auf einmal Chillen erlaubt, nein, gefordert.

Immerhin, für notorisch umtriebige Naturen gewährten selbst die Einschränkungen des Shutdowns genügend Raum für Betätigungen aller Art. Sie misteten erst mal aus, was vor den Recyclinghöfen zu Staus mit stundenlangen